

Zwei Talente in einem Herzen

Autor(en): Hans Krattiger
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1966

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/0c68fff8-6f09-4a3b-8e72-d92058bc2104>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Zwei Talente in einem Herzen

Zum 20. Todestag von Otto Roos am 24. November 1965

Von Hans Krattiger

«Man kann nicht zweien Herren dienen», sagt das Sprichwort. Und mit Recht. Aber zwei Musen dienen, das kann ein Mensch offenbar, ohne Schaden zu nehmen, ohne sich zu verleugnen. Von Niklaus Manuel Deutsch über Goethe und Gottfried Keller bis zu Hermann Hesse ließe sich eine stattliche Liste von Doppelt-Begabten aufstellen, eine Liste von malenden Dichtern und dichtenden Malern. Gemeinsam haben diese Doppelt-Begabten jedoch, daß *ein* Talent dominierend im Vordergrund steht, daß sie wegen eines Talenten berühmt wurden, während das andere als respektable Begabung gewürdigt zu werden verdient.

Otto Roos aber, dessen Todestag sich am 24. November 1965 zum 20. Male jährt, war ein Doppeltbegabter, dessen beide Talente ungefähr gleichgewichtig auf zwei Waagschalen verteilt waren. Er war Maler und er war Bildhauer, beides mit ganzer Hingabe, in beiden Sparten gleich ehrlich und eigenständig, gleich konzessionslos und mit gleicher Kraft um eine gültige Aussage ringend. Und heute noch, da wir aus der Distanz zweier Jahrzehnte das malerische und das plastische Oeuvre von Otto Roos überblicken können, hält es schwer zu sagen, ob er mehr Maler, ob er mehr Bildhauer war — auch wenn sich der Künstler selbst eher als Bildhauer bezeichnet hat. «Der plastische Sinn war mir angeboren», bekennt er von sich selber im Katalog zur Ausstellung in der Basler Kunsthalle 1938.

Nomen est omen — möchte man im Hinblick auf den Namen Otto Roos sagen. Ein merkwürdiger Zufall, daß der Vor- und der Geschlechtsname aus vier Buchstaben zusammengesetzt ist und daß das o der einzige Vokal in diesen beiden

Namen ist. Gewiß: ein Zufall — und doch symptomatisch für Wesen und Werk von Otto Roos. So wie die acht Buchstaben gleichmäßig auf Vor- und Geschlechtsnamen verteilt sind, so war auch das Charisma gleichmäßig auf zwei Talente verteilt. Und so wie sich der Vokal o als Schriftzeichen durch seine Geschlossenheit auszeichnet, so bildet auch die Geschlossenheit das charakteristische Merkmal in seinem Schaffen, und zwar in seinem malerischen wie in seinem bildhauerischen.

Doch neben diesem von glücklicher Ausgewogenheit zeugenden Symptom die ausgesprochene Tragik: Nicht genug, daß der junge, sensible Roos den entscheidenden Schritt zur Künstlerlaufbahn tun mußte gegen den Widerstand der von ihm verehrten Eltern, die ihre neunköpfige Kinderschar im Geiste pietistischer Frömmigkeit erzogen — er hatte auch das Unglück, daß zwei furchtbare Weltkriege sein Schaffen hemmten. Nicht nur äußerlich, indem ihn die Umstände nötigten, Pinsel und Meißel niederzulegen, sondern viel mehr noch psychisch, indem er schwer unter dem Unsinn des Völkermordens litt. «Was ich in geistiger und gemüthlicher Hinsicht zu meiner Arbeit dringend brauche, das ist Ruhe, Frieden und Gerechtigkeit», schrieb er am 25. März 1940 an seinen Freund, den Architekten Hannes Meyer, der damals in Mexiko weilte. Und genau drei Monate vorher äußerte er sich in einem Brief an den gleichen Freund: «... denn gerade wir Maler, Bildhauer und Architekten leiden am meisten am Verhängnis der Zeiten. Gestern, als ich an meinem Kapitell (am Kunstmuseum) klopfte, ruft im Vorbeigehen ein Soldat zu mir hinauf: ‚Hör doch uff schaffe, mer schlön jo doch alles zämme, über kurz oder lang.‘»

Otto Roos war ein Opfer des Krieges. Ohne die Schrecken des Völkerringens am eigenen Leibe erleiden zu müssen, zerbrach der sensitiv Veranlagte doch unter der Last des Leides, das er in aller Welt sehen mußte. Noch im Kriegsjahr 1944 wurde der durch psychische Schmerzen anfälliger gewordene Otto Roos von einem körperlichen Leiden erfaßt, das ihn seiner Kräfte beraubte. Wohl erlebte er noch das Ende des Krieges, doch für ihn gab es kein Aufatmen, keinen Neubeginn

mehr. Erst 58jährig, also im besten Mannesalter, wurde Otto Roos seiner Familie und seinen Freunden entrissen.

Es mag fast lächerlich anmuten, in einer Zeit, die sich darin gefällt, jahrhundertealte Werte und Maßstäbe über Bord zu werfen, die Brücken zur Vergangenheit abzureißen, auf Tradition zu spucken und das Nichts zu verherrlichen, eines Mannes zu gedenken, der kommen sah, was wir heute haben, der oft angefochten war und bekenntnishaft den Satz niederschrieb: «Jetzt erst recht auf der eingeschlagenen Bahn beharren. Nur der Glaube an die Wahrheit und an die große urewige Natur kann uns aus dem gegenwärtigen Dreck heraushelfen.» Ist dieses Credo wirklich passé oder sollte es am Ende gerade in der heutigen Zeit der Desorientierung erneut aktuell werden? Aber der gleiche Otto Roos, der von seinem verehrten Meister Maillol gelernt hat, die Natur und die Werke der alten Meister als das Fundament des künstlerischen Schaffens zu betrachten, prägte im Vorwort zum Katalog einer Basler Ausstellung von August Heer (1867—1922) im Jahre 1923 das Wort: «Es ist eines der höchsten Ziele eines jeden Schaffenden, mit den ihm zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln den geistigen Ausdruck seiner Zeit festzuhalten.»

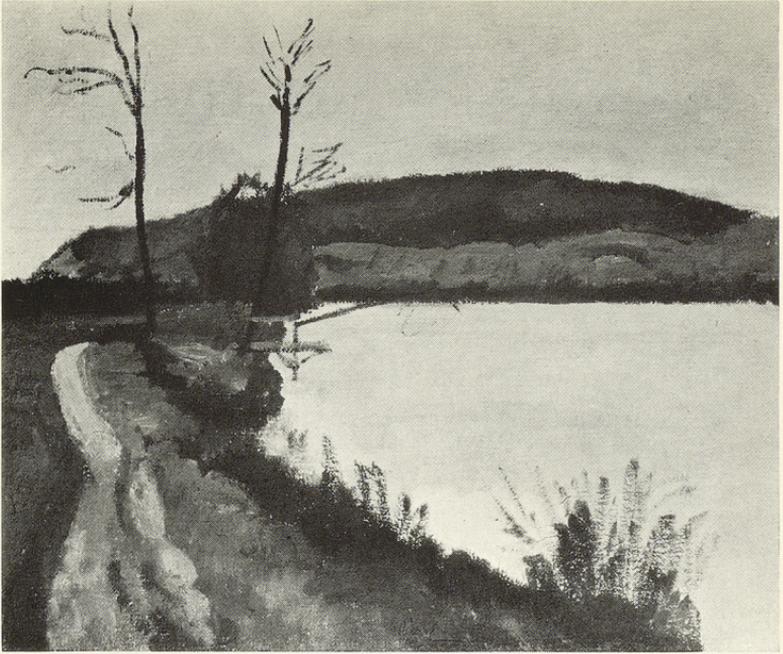
So stand also Otto Roos mit beiden Füßen fest sowohl in der Tradition der abendländischen Kultur als auch in der Gegenwart: als einer, der sich mit aktuellen Problemen auseinandersetzte, und oft genug in kämpferischer Haltung. Wie hat er sich ereifert, als es 1935 um die Gestaltung des neuen Friedhofs am Hörnli ging! In der Zeitschrift «Schweizer Steinindustrie» vom Mai 1935 äußerte er sich: «Eine so große Anlage sollte aus sich selber herauswachsen», um dann heftig Kritik zu üben an den Bestimmungen: «Durch unerhört rigoreuse Vorschriften ist eine Art rationalistischer Gleichschaltung erreicht worden, welche zum Aufsehen ermahnt. Bis zum kleinsten Blumentopf sind Größe, Farbe und Form vorgeschrieben. . . Es ist der *Geist der Destruktion*, welcher in diesen Bestimmungen zur Auswirkung kommt, welchen abzulehnen eine heilige Pflicht jedes Menschen ist. . . Ich weiß, daß der große Teil des Volkes ganz richtig fühlt und es instinktiv ablehnt, seine Weltanschauung mit der verhängnisvollen

Aesthetik einiger Gewerbeschullehrer gleichgeschaltet zu wissen.» So kritisch und sarkastisch konnte der Mann sein, der — wie es ein frühes Selbstporträt beweist — neugierig und skeptisch, verhalten und angriffsbereit zugleich in die Welt blickte. In einem Aufsatz «Über Plastik», erschienen in «Der Schweizer Rotarier» (Februar 1931), setzte er sich auch mit der Architektur auseinander und meinte: «Am meisten leidet die Skulptur heute unter dem Mangel eines Baustils», um dann, der Ursache nachgehend, festzustellen: «Das gemeinsam tragende Element fehlt. Und dieses tragende Element ist die Poesie, die Mystik und das Bedürfnis eines ganzen Volkes, das mithelfen muß, wenn wirklich große Leistungen entstehen sollen.» Das war anfangs der dreißiger Jahre. Und in einem seiner letzten Briefe an den Freund Hannes Meyer schrieb er am 23. August 1945, ein Vierteljahr vor seinem Tod: «Ich halte nichts mehr von unserem Bürgertum. Sie klammern sich an die trügerische Hoffnung, es komme alles wieder, wie es gewesen ist, und dann ist diese Klasse Menschen absolut zu keinem Opfer bereit.»

Aber nicht nur der Umwelt, nicht nur den Geschehnissen gegenüber war Otto Roos skeptisch und kritisch, sondern auch sich selbst gegenüber, so sehr sogar, daß er zeitweise unter Depressionen litt. Er hat den Weg zum Künstlertum, wiewohl er sich dazu berufen wußte, nicht leichten Herzens beschritten. Auf dem Umweg über Kanada, wohin er als Neunzehnjähriger zog, weil er nicht Maler werden durfte, und über eine schwere Krankheit, dank welcher er den Weg zurück in die Heimat fand, griff er zunächst nach Pinsel und Palette, um als einer der ersten Schüler in Hermann Meyers Malschule die ersten Schritte zu versuchen. Zweiundzwanzigjährig kam er dann nach Paris, wo er in der Académie Ranson mit Maillol bekannt wurde. «Das waren für mich unschätzbare Monate», bekannte Otto Roos später, und noch nach 30 Jahren äußerte er sich seinem Bildhauerfreund Max Uehlinger gegenüber in einem Schreiben vom 24. Mai 1942: «Er hat eine Schule gegründet im besten Sinne des Wortes, er hat die Wege aufgedeckt, auf welchen sich der echte Schüler — selber finden kann. Niemand außer Maillol hat es so



Otto Roos in seinem Atelier, rechts die überlebensgroße Plastik
«Zwei Menschen» im Werden, 1914



Rhein mit Hornfelsen

verstanden, den Jungen zu zeigen, wie die Natur und die alten Meister aufgefaßt werden müssen.» Und Freund Uehlinger bedankt sich bei Otto Roos für die «Tips», die er ihm gegeben hat, mit den Worten: «Du hast mich gelehrt, großplastisch zu sehen, und mich darin gestärkt, den seelischen Ausdruck oder Inhalt einer Sache über das rein Formale zu stellen.»

Wenn wir Gelegenheit hätten, in einer größeren Ausstellung das malerische und das plastische Oeuvre von Otto Roos zu überblicken, dann würden wir eben dies herausspüren, daß es ihm bei aller Strenge der Form, der Strenge und Klarheit im Aufbau eines Bildes wie einer Plastik letztlich darum ging, den seelischen Ausdruck über das rein Formale zu stellen.

Gewandelt hat sich im Lauf der Jahrzehnte auch Otto Roos, sowohl der Maler wie der Bildhauer. Beides war er übrigens nie gleichzeitig, und wenn er auch zwei Musen diente, so diente er ihnen nie neben-, sondern nacheinander. Die Palette der dumpfen, dunkel-tonigen Farben, wie sie für die frühen Intérieurs und Bielerseelandschaften kennzeichnend ist, hat sich später aufgehellt. Ob da wohl der Freund Ernesto Schieß mit seinen lichtvollen Afrika-Bildern unbewußt und unbeabsichtigt eingewirkt hat? Und so wie der Maler leichter und lockerer in Form- und Farbgebung wurde, so auch der Bildhauer; das letzte Porträt — Prof. Karl Barth stand Modell — ist nicht mehr so streng skulptural, hat nicht mehr die plastische Herbheit der frühen Arbeiten; das rein Formale tritt zurück zugunsten des seelischen Ausdrucks. Was Maillol vom «Hirten» urteilte: «Cela m'a paru très bien construit et d'un sentiment très simple et vrai», darf ganz allgemein aufs Schaffen von Otto Roos bezogen werden: es ist einfach und wahr. Und gerade darin bestand ja das dauernde Ringen: einfach und wahr zu sein. «Auf die Wahrheit kommt es an und auf sonst nichts», heißt es in einem Brief vom 19. Januar 1942 an Max Uehlinger.

Die Wahrheit ist nicht umzubringen. Und deshalb glauben wir, daß Otto Roos mit seinen Bildern und seinen Plastiken auch in einer Zeit, die scheinbar gegen ihn spricht, ein stum-

mer Freund sein kann, der zu beglücken und unser Leben zu bereichern vermag — nicht zuletzt deshalb, weil der Wunsch, den er in einem Brief vom 19. Januar 1939 dem Freund Hannes Meyer gegenüber aussprach, an ihm selbst in Erfüllung gegangen ist: «Möge Gott Ihnen und mir und uns allen das Glück schenken, noch etwas von Dauer *tun* zu dürfen, welches auch den nach uns Kommenden mehr ist als nur Brot allein.»